

WOLFGANG FINKBEINER

*Siebenaichs
Weg zu den
Sternen*

HISTORISCHER
PILGERROMAN

Vier-Türme-Verlag

Inhalt

I

Die rätselhafte Grabinschrift

11

II

Der Regensburger Medicus Bruno Schaffner begibt sich auf »deß jacobs straß«

22

III

Briefe Otto Finteisens an den Dekan Rupert Oberstaller in Nürnberg über seine Tage in der Freyen Reichsstadt Ulm

51

IV

Otto Finteisen schreibt in einem Brief an Rupert Oberstaller, Dekan in St. Egidien in Nürnberg, von seinen Problemen mit dem Medicus Bruno Schaffner

61

V

Aus den Tagebuchnotizen des Heinrich von Siebenaich: Wie es dazu kam, dass der »Ritter aus Tyrol« sich zu einer Pilgerfahrt nach Santiago aufmachte

72

VI

Otto Finteisen schreibt einen ersten Brief aus der Konzilsstadt
Konstanz an seinen Amtsbruder Rupert Oberstaller in Nürnberg

97

VII

Otto Finteisen berichtet seinem Freund Rupert Oberstaller, wie er unter
recht eigenartigen Umständen einen fremden Priester kennengelernt hat

105

VIII

Otto Finteisen schreibt in einem Brief an seinen Freund und Amtsbruder
Rupert Oberstaller in Nürnberg über seine Erlebnisse in der Konzilsstadt

115

IX

Aus den Tagebuchnotizen des Heinrich von Siebenaich: Eindrücke am
Rande des Konzils und Begegnung mit Oswald von Wolkenstein

122

X

Otto Finteisen berichtet seinem Freund Rupert Oberstaller
von einer ersten Differenz mit Heinrich von Siebenaich

171

XI

Erlebnisse der Pilger auf der »Oberen Straße«

175

XII

Aus Siebenaichs Tagebuchnotizen: Der Überfall bei Chambéry – Conrad Schoupp erzählt von seiner Schuld – Die Liebe zu einem Zigeunermädchen

185

XIII

Otto Finteisen erzählt in dem Brief an Rupert Oberstaller von seinen ständigen Differenzen mit Siebenaich und von den Erlebnissen in Le Puy

225

XIV

Aus den Tagebuchnotizen des Heinrich von Siebenaich: Bruno Schaffners Ansichten zum Verbot der Kirche, Leichen zu sezieren – Nächtlicher Kampf gegen angreifende Wölfe – Flagellanten bei Aurillac – Begegnung mit Rittern aus dem Alpengebirge

243

XV

Otto Finteisen erläutert in dem Brief an Rupert Oberstaller sein Vorhaben in Bezug auf seinen Pilgerbruder Heinrich von Siebenaich

271

XVI

In seinen Tagebuchaufzeichnungen berichtet Heinrich von Siebenaich vom Tod des Pilgerbruders Conrad Schoupp und wie ihm der Kaplan von seiner verbotenen Liebe zu einer Novizin erzählt

277

XVII

In Briefen an seinen Amtsbruder und Freund Rupert Oberstaller erzählt
Otto Finteisen von Differenzen mit Heinrich von Siebenaich

337

XVIII

Aus den Tagebuchaufzeichnungen des Heinrich von Siebenaich

359

XIX

Zwei Briefe Otto Finteisens an Rupert Oberstaller in Nürnberg

375

XX

Siebenaichs Aufzeichnungen geben Aufschluss darüber, wie es zu seiner
Verhaftung kam, dass er von einem Inquisitionsgericht der Haeresie
bezichtigt wird und welche Zeugen ihn belasten

395

XXI

Aus Heinrich von Siebenaichs Tagebuchnotizen: Der Prozess

410

XXII

Aus den Tagebuchaufzeichnungen des Heinrich von Siebenaich: Das Urteil

444

XXIII

Der letzte Brief des Nürnberger Pfarrers Otto Finteisen an seinen
Freund Rupert Oberstaller in Nürnberg

450

XXIV

Heinrich von Siebenaichs letzter Tagebucheintrag

455

XXV

Der Brief Heinrichs von Siebenaich an seinen Vater

459

XXVI

Bruder Jacob, uns bekannt als Mattheiß Helmbrecht aus Sevelingen
bei Ulm, schreibt an Ulrich von Siebenaich

463

Erläuterungen

467

Die rätselhafte Grabinschrift

Es war ein Tag, an dem man, wie es im Volksmund heißt, keinen Hund auf die Straße jagen würde. Ein heftiger Sturm wirbelte schmutziges Herbstlaub auf, fegte es über den Boden und peitschte tief liegende dunkle Wolken mit so großer Geschwindigkeit über den Ort, dass die Pappeln sich bogen und die wenigen Menschen, die zum Begräbnis von Monsieur Henri gekommen waren, Mühe hatten, sich gegen die Gewalt des Windes zu stemmen. Wenn die Wolkendecke für eine kurze Zeit aufriss, dann blendete die tief stehende Sonne, und es half auch nichts, dass Bertram seine Sonnenbrille aufgesetzt hatte, er musste dennoch die Augen zusammenkneifen. Doch das war nur einige Male der Fall. Meistens brauchte er seinen Regenschirm, den er aufgespannt gegen den Wind stemmte, um sich so gegen die großen Regentropfen zu schützen, die schmerzten, wenn sie ihm wie Geschosse ins Gesicht knallten. Er hatte den Kragen seines Mantels hochgeschlagen, und trotzdem fröstelte es ihn. Er dachte, dass er besser getan hätte, wenn er auch gegangen wäre, wie ein Dutzend andere Trauergäste schon vor einer ganzen Weile. Aber jetzt lohnte es sich nicht mehr. Der Blasse mit den schmalen Lippen hatte zu lange gesprochen und nur mit Mühe ein Ende gefunden, nachdem der rundliche Trompeter sich einige Male provozierend laut geräuspert hatte. Da war er dann endlich ans offene Grab gestolpert und hatte mit der kleinen Schaufel Erde auf den Sarg hinabgeworfen. Für den Trompeter war es

ein Glück, dass der Wind die Töne schneller forttrieb, als der Sturm die kleinen weißen Wolkenfetzen unter dem schwarzen Wolkenteppich, so beleidigend falsch hatte er gespielt. Kaum dass der Pfarrer ein letztes Gebet gesprochen hatte und die wenigen Standhaften, die bis zum Schluss ausgeharrt hatten, mit einem Amen schlossen, zerstob die Trauergesellschaft. Bertram hastete zurück in das einzige Hotel von St. M., in dem er für vier Tage gebucht hatte, denn so lange wollte er hier in St. M. bleiben. Er hatte noch das ganze Wochenende vor sich, denn erst am kommenden Montag wollte er in der französischen Niederlassung seiner Firma die Frage der Nachfolge für Monsieur Henri angehen. Er hatte ihn gemocht, diesen stillen und unauffälligen Menschen, nicht nur, weil er für die Firma Gewinne eingefahren hatte und die Zweigstelle mit Kompetenz und Autorität geleitet hatte. Er war ihm auch persönlich sehr sympathisch, weil er immer freundlich und zurückhaltend bescheiden war. In den fünfzehn Jahren, in denen er für Müller & Schroll die Zweigstelle in Le Puy erst aufgebaut und dann geführt hatte, hatte er niemals irgendwelche außergewöhnliche persönlichen Ansprüche gestellt. Seine Bescheidenheit war Bertram manchmal schon fast peinlich. Im Laufe der Zeit war eine feste Freundschaft zwischen ihnen entstanden. Er wird ihm sehr fehlen, und es wird sicher nicht einfach sein, jemanden zu finden, der mit dem gleichen großen Einsatz die Interessen der Firma vertreten wird.

Obwohl die Wetterprognose auch für die kommenden Tage ungünstig war, schien am Samstagmorgen die Sonne. Bertram schaute sich den kleinen Ort an, der nichts mehr war als ein kleines Kaff, wie es solche auch bei uns überall auf dem Lande gibt. Es bot nichts, wofür es sich gelohnt hätte, hier anzuhalten und Station zu machen. Und wäre es nicht der Geburtsort und jetzt die letzte Ruhestätte von Monsieur Henri gewesen, wäre er wohl nie hierher gekommen. Noch einmal ging er auf den Friedhof und zum Grab, das jetzt mit Kränzen und Blumengebin-

den überreich geschmückt war, was ihm verriet, dass er mehr Freunde gehabt haben musste, als gestern beim Begräbnis anwesend waren, was bei dem schlechten Wetter jedoch nicht verwunderlich war. Jetzt schien die Sonne auf die traurige Pracht über dem Grabhügel. Bertram versuchte erst gar nicht zu beten, er hatte es völlig verlernt. Dafür mühte er sich ab, sich zu erinnern, wie er ihn damals in einem Bistro in Paris kennengelernt und welche Mühe er darauf verwandt hatte, ihn als Mitarbeiter für seine Firma zu gewinnen, nachdem er erfahren hatte, dass Monsieur Henri nicht nur gelernter Ingenieur, sondern auch Spezialist für Seilwinden war und daher über eine reiche Erfahrung verfügte. Es war eigenartig. Erst gestern hatte man ihn zu Grabe getragen und schon begann er in seiner Vorstellung zu verblassen. Während er seinen Erinnerungen nachhing, schlenderte er durch die Gräberreihen, las den einen oder anderen Namen und besah sich die Fotografien der Verstorbenen, die an einigen Grabsteinen angebracht waren.

Er hatte das schon immer getan, wenn er im Urlaub an einem neuen Ort war, dass er irgendwann den Friedhof aufsuchte, sich die Grabsteine, die schmiedeeisernen Grabkreuze und die Familiengruften, sofern es solche gab, anschaute und die Namen der Verstorbenen und die in Stein gemeißelten Würdigungen las. Ein Friedhof war für ihn immer schon mehr als nur ein Ort, an dem Menschen begraben werden. Er sah in ihm gleichzeitig Kultstätte, Geschichtsbuch, Parkanlage und Biotop für Pflanzen und Vögel.

Der Friedhof von St. M. war anders als die Friedhöfe in seiner Heimat. Hier gab es nicht die Sterilität schwarz polierter Grabsteine und keine übertriebene Grabpflege, in der Witwen den Sinn ihres verbliebenen Lebens finden, sie mit Prilwasser zu putzen und dem letzten wild wachsenden Kraut die Möglichkeit zu nehmen, auf tiefschwarzer Graberde zu wachsen.

Auf dem Friedhof in St. M. wurde die Natur nicht verbannt. Wenn er auf den ersten Blick noch den Eindruck einer nur wenig gepflegten Anlage hatte, erkannte er bei näherem Hinsehen doch, dass hier der Natur wahrscheinlich ganz bewusst keine Zügel angelegt worden waren. Manche Grabsteine waren von Efeu überwuchert, andere versteckten sich ganz oder teilweise unter üppig gewachsenen Sträuchern und die Patina veralgelter oder vermooster Steine gab diesen eine Würde, wie sie neue oder jahrzehntelang geputzte Grabmale nicht aufweisen können.

Bertram kam bei seinem Gang durch die Grabreihen in eine Abteilung mit sehr alten Gräbern. Die Wege waren hier kaum mehr als solche zu erkennen, sie waren mit kniehohem Gras zugewachsen. Vor einem grauen, über und über vermoosten Stein blieb er stehen und las die Inschrift, die an manchen Stellen so verwittert war, dass er sie kaum entziffern konnte. So viel jedenfalls konnte er dem Text entnehmen, dass er vor dem Grab eines Abbé stand, der 1782 gestorben war und zu seinen Lebzeiten im Dienst der Grafen von Le Puy als Weltgeistlicher sich um das Seelenheil seiner Schäfchen in der Kirchengemeinde von St. M. sorgte. Die Aufforderung an den Betrachter, für die Seele des Verstorbenen zu beten, war kaum mehr zu entziffern und musste fast erraten werden. Er kam an schiefstehenden und auch umgestürzten Grabsteinen vorbei bis hin zur nördlichen Umfassungsmauer aus roten Ziegeln, in die eine Anzahl noch älterer Grabplatten eingelassen waren. Inschriften aus dem 17. und sogar aus dem 15. Jahrhundert konnte er nur noch teilweise enträtseln, ihr altes Französisch wird, wie bei uns das Mittelhochdeutsche, wahrscheinlich nur noch an den Universitäten gelehrt. Je älter die Grabinschriften waren, desto häufiger waren die Texte in lateinischer Sprache verfasst.

Als Bertram nach mehr als einer Stunde den Friedhof verlassen wollte, fiel ihm ein umgestürzter und fast völlig von Gräsern und Efeu über-

wucherter Grabstein auf. Irgendetwas daran interessierte ihn. Er kniete sich nieder, schob die Pflanzen, so gut es eben ging, zur Seite und machte eine so sensationelle Entdeckung, dass er, ohne sich dessen bewusst zu sein, laut vor sich hinsprach: »Das ist unglaublich! Ein deutscher Ritter!« Und er las: »Hainrich von Sibenaich, son deß Ulrich von Sibenaich, herre zur purg Sibenaich in Tyrol – und alles Weitere in lateinischer Sprache. Ob da meine Kenntnisse aus meiner Schulzeit noch ausreichen werden? Wohl kaum! – Henricus, viator in via Sancti Jacobi ... Verdammt noch mal, das schaffe ich nie und nimmer! Das muss ich mir von jemandem übersetzen lassen!« Erst jetzt fiel ihm auf, dass er die ganze Zeit laut vor sich hingesprochen hatte, und er musste unwillkürlich lachen. Bertram ging ins Hotel zurück und holte sich aus seinem Zimmer Notizblock und Kugelschreiber. Als er, wieder auf dem Friedhof, die ganze Grabinschrift abgeschrieben hatte, überlegte er, wer ihm bei der Übersetzung des Textes helfen könne. Dabei erinnerte er sich an das Grab des Abbé. »Ein Pfarrer – natürlich! Ein Pfarrer, wer sonst kann lateinische Texte auch heute noch lesen!«

Das Pfarrhaus zu finden war nicht schwierig, es lag unmittelbar neben der kleinen gotischen Kirche. Es unterschied sich von den anderen Häusern am Platz durch ein mächtiges Walmdach, und es hatte, ebenfalls als einziges Haus, einen Balkon über der großen zweiflügeligen Tür des Haupteingangs. Wäre da nicht der abblätternde Putz und einige schiefhängende Fensterläden gewesen, hätte es durchaus den Eindruck einer vornehmen kleinen Villa vermittelt. So jedoch konnte auch die Blumenpracht des kleinen Vorgartens nicht darüber hinwegtäuschen, dass an dem Gebäude jahrzehntelang nichts mehr gerichtet worden war. Auf sein Klopfen hin öffnete die Wirtschafterin des Pfarrherrn und ließ sich von ihm sein Anliegen erklären. Sie schaute auf die Uhr: »Sie müssen sich etwas gedulden, Monsieur. Hochwürden ist noch in der Kirche, um die

Beichte abzunehmen. Aber es wird bestimmt nicht mehr lange dauern. Ich vermute, dass er in spätestens einer halben Stunde zurück sein wird.« Sie führte ihn in die kleine Bibliothek und bot ihm dort einen Platz an. Und während sie sich noch unterhielten, hörte er, wie draußen die Tür geöffnet wurde und der Abbé die Wohnung betrat. Ein mittelgroßer älterer Herr mit dichtem, weißem Haupthaar und klaren, ehrlichen Gesichtszügen stellte sich ihm vor und fragte nach seinem Begeh.

»Monsieur Henri Duval war der Geschäftsführer unserer französischen Zweigstelle meiner Firma. Er war nicht nur mein Mitarbeiter, sondern auch ein guter Freund. Bei dem miserablen Wetter von gestern konnten Sie mich unter den Trauergästen bestimmt nicht erkennen.« – »Ach ja, der gute Henri. Er war ein lieber Mensch. Wir alle mochten ihn sehr und haben uns immer gefreut, wenn er in sein Heimatdorf zurückkam und seine Verwandten und Freunde besuchte. Er hat auch mich dabei immer aufgesucht und mir meistens ein paar Flaschen Cheverny mitgebracht, da er weiß, dass dies mein Lieblingstropfen ist.«

Sie unterhielten sich eine Weile über den Verstorbenen und würdigten seine Persönlichkeit. »Aber Ihr seid bestimmt nicht deswegen gekommen, um mir zu sagen, wie eng Sie mit ihm befreundet waren. Was ist Ihr Anliegen?« »Nun, ich war heute Vormittag noch einmal auf dem Friedhof, um am Grab von Monsieur Henri in Gedanken Abschied von ihm zu nehmen.« Und er erzählte ihm, wie er beim Gang durch den Friedhof das Grab des deutschen Ritters Siebenaich entdeckt hatte. »Ja, dieses rätselhafte Grab. Als ich vor gut vierzig Jahren meine Stelle hier antrat, habe ich mich natürlich auch dafür interessiert. Meine Pfarrkinder erzählten mir eine Legende, die sie allerdings nicht belegen konnten, an der aber mit Sicherheit etwas daran sein musste. Danach soll jener Siebenaich, der sich auf dem Rückweg von einer Jakobspilgerfahrt¹ nach Santiago de Compostela² befand, von einem Inquisitionsgericht zum

Tod durch Enthaupten verurteilt worden sein, weil er angeblich wegen des Diebstahls eines sakralen Gegenstandes überführt worden war. Jahre später habe sich dann seine Unschuld herausgestellt. Bei Aufräumungsarbeiten in meinem Arbeitszimmer habe ich irgendwann Aufzeichnungen meines Vorgängers zu jenem Vorkommnis gefunden. Er hat zu seiner Zeit recherchiert und ist dabei auf einige Quellen gestoßen. Aber, was rede ich viel. Wenn Sie daran interessiert sind, überlasse ich sie Ihnen zur Einsicht.« – »Das ist ein freundliches Angebot und ich bedanke mich dafür. Ich habe in der Tat Interesse daran und hätte gern mehr dazu erfahren. Aber eigentlich bin ich gekommen, Sie zu bitten, mir die lateinische Grabinschrift zu übersetzen.« – »Auch das ist kein Problem. Ich erinnere mich daran, dass sich bei den Manuskripten meines Vorgängers eine gute Übersetzung befindet. Ich bitte Sie, morgen noch einmal bei mir vorbeizuschauen. Ich werde bis dahin die Mappe mit diesen Aufzeichnungen herausuchen und durch einige, die von mir stammen, ergänzen. Mein bester Freund ist Apotheker in Le Puy. Er riet mir seinerzeit, die beiden Büchereien der Stadt aufzusuchen, um dort noch mehr über den ›Fall Siebenaich‹ zu erfahren. Das habe ich auch getan und tatsächlich einiges dazu gefunden, es dann aber versäumt, mich intensiver damit zu befassen. Ihr wisst, wie es mit solchen Dingen ist. Erst ist man Feuer und Flamme und bringt auch einiges zustande und später frisst der tägliche Kleinkram alle guten Vorsätze auf! So war es auch bei mir. Irgendwann habe ich den ›Fall Siebenaich‹ vergessen. Um so mehr freue ich mich, dass Sie Interesse für diese rätselhafte Geschichte zeigen. Vielleicht gelingt es ja Ihnen, der ganzen Wahrheit auf die Sprünge zu kommen. Ich bitte Sie dann allerdings, wenn Sie wirklich Neues dazu erfahren sollten, mich nicht zu vergessen.« Bertram versprach ihm, in jedem Fall zu schreiben, also auch dann, wenn er außer den bereits vorliegenden Informationen zum Schicksal des Tiroler Ritters nichts Neues finden sollte.

Ein halbes Jahr später zeigte Bertram dem Gymnasiallehrer Berkmitter alles, was er an Unterlagen zum ›Fall Siebenaich‹ in Händen hatte. Sein Wohnungsnachbar hatte ihn vor einem Monat mit dem Oberstudienrat bekanntgemacht, der als Historiker am Albert-Einstein-Gymnasium unterrichtet und der begierig darauf war, alles was er ihm von seiner Entdeckung des Grabes sagen konnte, zu erfahren und die Unterlagen, von denen er sich in der Zwischenzeit Kopien angefertigt hatte, zu sichten und zu studieren. Die Originale hatte er, wie versprochen, dem Abbé wieder zurückgesandt. Jetzt also lasen sie gemeinsam den Text jener Grabinschrift:

»Hainrich von Sibenaich, son deß Ulrich von Sibenaich, herre zur purg Sibenaich in Tyrol.

Henricus, viator in via Sancti Jacobi natus vicesimo primo die Februarii anno 1393, sine ulla culpa capitis damnatus et nono die Aprilis anno 1418 a carnifice securi percussus est. Vere ineunte anno 1420 a tribus sodalibus, qui numquamputaverunt eum nocentem fuisse, sacrae terrae traditus est. Hospes, cum ad sepulcrum eius consistis, cogita nos omnes solum viatores in terris esse et unum praepositum habere. Submisso animo flecte caput et ora pro hoc eqite Tyrolensi misero.«

Die französische Übersetzung hatte Bertram schon vor längerer Zeit ins Deutsche übertragen:

»Heinrich, Pilger auf der Straße des Heiligen Jacob, geboren am 21. Februar 1393, ohne Schuld zum Tode verurteilt und am 9. April des Jahres 1418 vom Henker enthauptet, wurde im Frühjahr 1420 von Dreien seiner Pilgerbrüder, die nie an seine Schuld glaubten, in geweihter Erde beigesetzt. Fremder, stehst du vor seinem Grab, so bedenke, dass wir alle nur

Pilger auf der Erde sind und dass wir nur ein Ziel haben. Neige dein Haupt in Demut und bete für den armen Ritter aus Tyrol.«

Berkmiller schlug mit der flachen Hand auf den Tisch: »Das ist ja ein Hammer! Ich gestehe Ihnen, dass dieser Text für einen Historiker wie mich, sensationell ist, und ich bin äußerst begierig darauf, zu sehen, was Sie aus Frankreich noch alles an Unterlagen mitgebracht haben. Ich glaube, das wird spannend wie ein Krimi!«

Bertram holte den schmalen Ordner vom Schreibtisch, den er bereitgehalten hatte und legte ihn auf den Tisch. Berkmiller nahm ein Blatt nach dem anderen heraus, legte sie aus und las:

»Ein kurzer Verweis aus einem chronologischen Verzeichnis zur Geschichte der Basilika ›Notre-Dame-de-Puy‹: Im Frühjahr des Jahres 1418 fand in Le Puy ein Inquisitionsprozess gegen einen aus Tirol stammenden deutschen Ritter statt. Dazu werden zwei Benediktinermönche aus dem Kloster der Stadt als Schreiber bestellt. – Der Name Siebenaich wird allerdings nicht erwähnt. Aber es ist davon auszugehen, dass es sich dennoch um keinen anderen handeln kann. – Hier ist ein Auszug aus dem Band III ›Gerichtsverfahren der Heiligen Inquisition – inquisitio haeretica pravitatis – Urteile aus dem 15. Jahrhundert‹. Allem Anschein nach handelt es sich hier um das Gerichtsprotokoll oder zumindest um Auszüge daraus. Aber das muss ich mir erst in aller Ruhe durchlesen, um beurteilen zu können, ob es sich wirklich auf den Fall Siebenaich bezieht. Wenn es so wäre, dann käme dies fast einer Sensation gleich.

Das sind Rechnungsbelege der Stadt Genf über die finanzielle Unterstützung von Jakobspilgern. Hier ist die Rede von einer Gruppe von ›Jakobitern‹ aus Ulm, die vom Rat der Stadt eine Zuwendung von neun Talern erhalten haben soll. Und noch etwas aus dem Stadtarchiv der Stadt Genf: Ein kurzer Auszug aus der Chronik des Genfer Pilgerhospizes, in

dem der Name ›Otto Fintheiß‹ erwähnt wird. Ich lese hier: ›Otto Finttheiß ist der Anführer einer Gruppe von sechs peregrinis aus der Freyen Reichsstadt Ulm.‹ Ich will nicht voreilig sein, aber ich glaube der verstorbene Abbé von St. M. hat gut recherchiert. – Und was haben wir hier?« Berkmitter zögerte, da er sichtlich Schwierigkeiten hatte, das nächste Dokument zu entziffern. »Es ist kaum zu lesen. Der Zahn der Zeit hat diesem Dokument wohl sehr zugesetzt. Aber so viel ist sicher, es ist ein Protokoll des Rates der Stadt Chanbery über die Bestrafung eines Räubers, der zu einer Gruppe von Wegelagerern gehörte, die im Juli 1417 eine Gruppe deutscher Pilger überfallen hat und dabei einen Augsburger niedergeschlagen und beraubt haben soll. Wie ich dem Text noch entnehmen kann, wurde dieser noch am gleichen Tag, an dem man ihn gefasst hatte, verurteilt und aufgehängt.«

Bertram freute sich über die Begeisterung, mit der der Oberstudienrat sich des Falles annahm. »Ich mache Ihnen einen Vorschlag. Nehmen Sie die ganzen Dokumente mit. Bei einem Sachverständigen wie Ihnen sind sie in guten Händen. Wenn jemand in der Lage ist, herauszufinden, was es mit der Grabinschrift in St. M. auf sich hat, dann sind Sie es. Ich bitte Sie lediglich, mir die Ergebnisse Ihrer Nachforschungen mitzuteilen, damit ich sie an den Abbé von St. M. weiterschicken kann, denn das habe ich ihm versprochen.«

Alles weitere ist schnell gesagt. Der Historiker, Oberstudienrat Berkmitter, stürzte sich fast mit einer Besessenheit in die Arbeit zur Aufhellung des Schicksals von Heinrich von Siebenaich. Er stellte eigene Recherchen an, die ihn nach Südtirol führten, wo er in Meran fündig wurde und ein Stundenbuch mit wertvollen Miniaturen aufstöberte. Es war um 1220 unter dem Abt Berthold in der Schreibstube des oberschwäbischen Klosters Weingarten entstanden und enthält Gebete und Andachten für Jakobspilger auf dem Weg zum Grabmal des Apostels. Irgend-

wann war es zuerst in das Bozener Dominikanerklosters und dann auf rätselhaften Umwegen in den Besitz des Tauferer Ritters H. S. gelangt. Berkmilller war sich sicher, dass damit nur Heinrich von Siebenaich gemeint sein konnte. Auf den beiden leeren Seiten am Ende des Büchleins fanden sich »Tagebuchnotizen des HS«. Es waren stichwortartige kurze, aber sehr persönliche Aufzeichnungen.

In einer Landeschronik, die im Auftrag der Bischöfe von Chur geschrieben wurde, und deren Original sich heute im Archiv der Stadt Bozen befindet, fand Berkmilller einiges über die Geschichte der Ritter von Siebenaich aus dem Tauferer Tal, deren Geschlecht vermutlich mit Heinrich von Siebenaich im 15. Jahrhundert ausgestorben war.

Ein Regensburger Studienkollege, dem Berkmilller von seiner Arbeit erzählt hatte, überraschte ihn eines Tages mit einem Büchlein »Zur anatomy deß menschlichen leips – wundersamme erkenntniße des regenspurger baders und medicus bruno schaffner«. In einer seltsamen Mischung aus Deutsch und Latein berichtet dieser von seiner Teilnahme an einer Pilgerfahrt nach Santiago »zusam mit einer ulmer grupp' anno 1417, von der er sich aber in Santiago getrennt hatte, um in Córdoba bei maurischen und spanischen Ärzten die Anatomie des menschlichen Körpers zu studieren, was damals jedem Arzt im christlichen Abendland ausdrücklich verboten war.

Nach etwa einem Jahr war Berkmilller so weit, dass er Bertram die Ergebnisse seiner Arbeit vorlegen konnte, die dieser umgehend dem Ortsgeistlichen von St. M. bei Le Puy weitersandte.

*Der Regensburger Medicus Bruno Schaffner begibt
sich auf »deß jacobs straß«*

Der in fast völliger Dunkelheit liegende Raum des Kirchenschiffes der Spitalkirche zu Ulm war an diesem frühen Morgen des 17. Mai Anno 1417 durch die Kerzen am Hauptaltar und einige Opferlichter links davon am kleinen Seitenaltar des Jakobus nur spärlich beleuchtet. Ihr Flackern, verursacht durch einen kaum spürbaren Zug, ließ die Schatten auf den Kirchenbänken und dem Fußboden sich bewegen. Eine Handvoll Männer in langen dunklen Mänteln, gestützt auf derbe, große Stöcke standen im Chorraum und warteten auf den Beginn der Messe. Ein Seitenportal knarzte und die ersten frühen Kirchenbesucher betraten den Raum. Das wiederholte sich immer öfter und jedes Mal war dabei das Knarren der Tür zu hören. Es waren in der Mehrheit sehr einfache Leute, die da in den Kirchenbänken ihre Plätze einnahmen, Handwerksge-sellen, irgendwelche Bedienstete, Tagelöhner oder auch Bettler.

Mit einem Male wurde es sehr unruhig und laut. Ein Messdiener öffnete die linke Seitentür und hielt sie weit geöffnet, so dass mehrere Pfleger des Spitals Kranke und Sieche auf Bahren hereintragen konnten, die sie dann hinter einem Gitter im rückwärtigen Teil des Kirchenschiffs abstellten. Von dort konnte man das Stöhnen und Klagen dieser armen Menschen hören, wenn sie entweder recht unsanft abgestellt oder in ihren Betten aufgerichtet wurden. Einer von den Bedauernswerten wurde

immer wieder von einem harten trockenen Husten geschüttelt. Ein grobschlächtiger Pfleger, der wohl die Oberaufsicht führte und als solcher an seinem Befehlstone erkannt werden konnte, herrschte ihn an und forderte ihn sinnloserweise zur Ruhe auf. Von draußen hörte man inzwischen die Stimmen mehrerer Leute, die sich angeregt unterhielten, während im Kirchenraum nur noch vereinzelt Flüstern zu vernehmen war.

Jetzt setzten die Kirchenglocken ein. Erst zaghaft, dann immer kräftiger. Zuerst war es nur die kleine »Büßerin«, die in schneller Folge aufeinander wimmerte, so als schlug der Hufschmied auf den Amboss und ließe dabei jedes Mal das Eisen zu Boden fallen. Dann folgten die etwas dunkleren, aber angenehm melodischen Schläge der Marienglocke und schließlich die der »Großen«, die üblicherweise nur an Sonntagen und Feiertagen und eben bei besonderen Anlässen schlagen durfte, die würdevoll und an die Endlichkeit des Lebens gemahnend, wuchtig und in langsamer Folge ihre Schallwellen nach Draußen und Drinnen verteilte. Erst durch ihren Einsatz war eine melodische Harmonie erreicht, die unmittelbar zu ihrem Auftrag gehörte.

Vorne im Chor wurde es jetzt lebendig und während die Pilger sich auf der auf der linken Seite des Chores Platz niedersetzten, kamen aus der Sakristei ein Dutzend Mönche und nahmen räusperrnd, sich schneuzend und Notenblätter verteilend ihnen gegenüber auf der anderen Seite ihren gewohnten Platz ein. Ein Messdiener entzündete weitere Kerzen, während zwei Ministranten mit Kelchen und Messbuch hantierten.

Bruno Schaffner, einer aus der Reihe der »pelegris«³ stand mit leicht gegrätschten Beinen und mit nach vorn geneigtem Haupt tief in Gedanken versunken da, während seine Mitbrüder in der Zwischenzeit im Chorgestühl Platz genommen hatten. Und er erinnerte sich, wie er sich in den vergangenen Wochen gründlich auf die große Reise vorbereitet hatte. Seit gut einer Woche nun weilte er in Ulm, wo er in der

»herberg« am Lederhof Unterkunft gefunden hatte und auf seine Weggenossen traf, die ihm von seinem Pfarrer anempfahlen und mit denen er sich in etwas mehr als einer Stunde auf Pilgerschaft begeben wollte. Er dachte daran, wie ihm bereits als junger Student in Erfurt nach einer endlos langen Disputation erstmals der Gedanke kam, als Pilger eine der Heiligen Stätten der Christenheit aufzusuchen. Der eigentliche Anstoß zur Jakobspilgerschaft war jedoch die Bekanntschaft mit Adalbert Rosenbusch, den er im Winter des Jahres 1412 kennengelernt hatte, als dieser ausgezehrt und an Podagra leidend, im Regensburger Spital bei St. Emmeran, sich von den Strapazen und Fähnissen seiner fast zwei Jahre dauernden Pilgerfahrt nach Santiago de Compostela erholte und der im darauffolgenden Frühjahr dank der ihm angediehenen Pflege, zu der auch Bruno als »medicus« maßgeblich beigetragen hatte, wieder so weit hergestellt war, dass er, fast ohne zu humpeln, täglich zum Schottenkloster St. Jakob gehen konnte, um dem Heiligen für seine glückliche Heimkunft zu danken. War dies doch bei der großen Strecke bis ins ferne Galizien und bei all den durchgestandenen Strapazen und vielerlei Gefahren durchaus nicht selbstverständlich. Von dem allmählich Genesenden, einem Steinmetz in den Mitfünfzigern, der eher verschlossen als mitteilbar war, erfuhr Bruno nach und nach, wie dieser Mitglied einer Jakobsbruderschaft wurde und sich vor sieben Jahren auf die Reise begab.

Aber es waren nicht nur die vielen Erlebnisse, von denen er erfuhr oder von dessen Befriedigung, als er am Ziel seiner Pilgerfahrt endlich vor dem Grab des Apostels stehen durfte. Es war vor allem der tiefe, fast inbrünstige Glauben des ruhigen und eine stets gleichmäßige Freundlichkeit ausstrahlenden Mannes, die ihn beeindruckte und die schließlich so ansteckend auf ihn wirkte, dass er in seinem Wunsch, es ihm gleich zu tun, bestärkt wurde.

In den vielen Gesprächen, die nun folgten, nachdem sich Adalbert ihm geöffnet hatte, erhielt er nicht nur viele Ratschläge, sondern jede nur denkbare Hilfe, die für solch ein Unterfangen nötig war. Tagelang saß er mit Adalbert zusammen, las im »Liber Sancti Jacobi«⁴ und ließ sich erklären, weshalb für Pilger des süddeutschen Raumes nur der »Obere Weg«⁵, der in Einsiedeln seinen Ausgang nahm, in Frage käme und in welchen Herbergen sie auf dem Weg dorthin Unterkunft finden könnten.

»Glaube mir, lieber Bruno, der ›Obere Weg‹ ist der einzige, den du ohne Gefahr für Leib und Leben gehen kannst. Die Menschen, die in den Ortschaften entlang dieser Straße wohnen, kennen die Jakobspilger; sie sind darauf eingerichtet, sie zu versorgen. Sie helfen ihnen, wo sie nur können und geben ihnen alles Nötige, das sie zum Leben brauchen und in der Regel, ohne sich an ihnen zu bereichern. Sicher gibt es viele andere Wege, die auch zum Ziel führen, aber wenn man von Überfällen und Anschlägen auf Jakobspilger hört, dann sind diese meist andere Wege gegangen. Nein, der ›Obere Weg‹ ist der sicherste, er ist erprobt und ich habe nur wenig Nachteiliges über ihn gehört.«

Doch noch bedeutsamer als seine Reiseberichte waren für ihn die gemeinsamen Meditationen in St. Jakob, der mächtigen Basilika am Rande der Stadt, deren Nordportal, gekrönt von ausdrucksvollen, aber sehr fremdartig wirkenden Steinplastiken, ihn jedes Mal von neuem beeindruckte. Maria war umgeben von den Jüngern des Herrn, während wilde Tiere und Dämonen am rechten und linken Portalrand in durchaus archaischer Gestaltung ihm mystisch erschienen. An vielen Tagen knieten oder saßen sie vor dem kleinen Marienaltar im westlichen Querhaus und sprachen über den Sinn des Lebens, über die tägliche Mühe und Plage des Lebens, die dem einfachen Manne, also den Bauern, Tagelöhnern, Knechten, aber auch vielen Bürgern vielfach keine Zeit ließ, innezuhalten, sich niederzuknien vor dem Kreuz, um in der Andacht vor

dem Herrn wieder zu sich selbst zu finden und die eigentliche Aufgabe des irdischen Daseins zu erkennen.

Und so referierte Adalbert eines Tages: »Das alles bleibt dem Sonntag vorbehalten, der uns die Zeit und die Gelegenheit gibt, sich auf sich selbst zu besinnen, aufzuatmen und neue Kräfte zu sammeln für den weiteren Weg, der vor uns liegt. Es ist der Tag, der Gott gehört, der Tag, mit ihm zu sprechen, ihm zu danken, ihm unsere Nöte und Kummerisse vorzutragen, also zu verweilen und wie von einer Höhe aus Ausschau zu halten nach dem Ziel, zu dem wir streben. Festtage dagegen sind die Höhepunkte in unserem Leben, von denen aus wir noch weiter sehen können. Es sind Ruhepunkte, in denen die rinnende Sanduhr gleichsam für einen Moment angehalten wird. Und genau das, mein Bruder, bedeutet die Pilgerschaft für einen Christenmenschen. Es ist seine Möglichkeit, als Pilger die irdische Wanderschaft zu verdichten, dem Joch der Arbeit für eine kurze Zeit zu entrinnen und das Ziel unseres Lebens zu erkennen.«

»Aber warum muss es ausgerechnet Santiago sein und nicht etwa Rom, das Zentrum der Christenheit mit dem Grab des Apostelfürsten oder gar Jerusalem, die Keimzelle des Christentums?« – »Natürlich ist es Rom wert, dorthin zu pilgern, um an den Gräbern der Apostelfürsten Peter und Paul zu beten und um die Grabstätten christlicher Märtyrer aufzusuchen, die in der frühen Christenheit mit ihrem Blute für den Herrn gezeugt haben. Es ist in der Tat ein Pilgerparadies. Jerusalem, die Heilige, hast du auch erwähnt, doch sie zu besuchen, ist einfachen Leuten, wie wir es sind, kaum möglich. Die Kosten für eine Pilgerschaft ins Heilige Land sind für uns einfach zu hoch. Und zudem ist sie sehr gefährlich, seitdem die Sarazenen das Heilige Land erobert haben. Was einem frommen Christen noch vor gut einem Menschenalter ohne weiteres möglich war, wenn auch mit mancherlei Gefahren verbunden, ist

heute ein Wagnis, das mit Lebensgefahr verbunden ist. Und es ist reine Spekulation, ob und wann es gelingen wird, die Heiden von dort wieder zu vertreiben.

So will ich dir nun erklären, warum Santiago das Ziel sein sollte, zu dem wir zuerst pilgern. Sage mir, wo geht die Sonne auf?« – »Im Osten natürlich.« – »Und das jeden Tag, jahraus, jahrein seit Abertausenden von Jahren. Seit Menschengedenken vollzieht sich an jedem Morgen das gleiche Schauspiel. Wenn die ersten Lichtstrahlen der Sonne sichtbar werden, muss die Nacht der Sonne weichen. Tautropfen glitzern wie Diamanten auf den Gräsern, die Vögelin erwachen und singen dem Herrn ihr Lied und preisen so auf ihre Weise den Schöpfer allen Lebens.

Die Muslime richten sich bei ihren Gebeten nach Osten und wenden sich, wie es scheint, dem Leben zu. Aber das ist viel zu einfach und zu vordergründig.

Das Grab des Heiligen Jakob liegt im Westen, viele hundert Meilen von hier entfernt, dort wo die Sonne untergeht. Und das wiederum tut sie dort auch Tag für Tag in einem ununterbrochenen Rhythmus, seit Gottvater die Welt erschaffen hat. Und sie wird es weiter tun, bis zu dem Tag, an dem sie wie alle Gestirne vom Himmel fallen werden und der Tag des Großen Gerichtes gekommen ist. Unser Ziel liegt also da, wo die Sonne untergeht, wo die Nacht einsetzt. Es ist die Dunkelheit, der Tod, durch den wir hindurch müssen. Wir wissen es doch alle, dass die Sonne nicht für ewig verschwunden ist, sondern dass sie an anderer Stelle wiederkommt, dort wo das Heilige Jerusalem liegt.« – »Ich verstehe, was du sagen willst. Unser Weg geht westwärts, dem Sonnenuntergang zu, wie sich unser Leben unaufhaltsam dem einen Punkt nähert, dem keiner von uns entrinnen kann. Es ist der irdische Tod den wir erleiden müssen, dem wir uns aber mit der Gewissheit eines ewigen Lebens nähern. Jetzt verstehe ich auch, was Christus meinte, als er

sagte ›Es ist leichter, dass ein Kamel durch ein Nadelöhr geht, als dass ein Reicher ins Reich Gottes kommt‹. Der Reiche ist dem Irdischen verhaftet, er klammert sich mit allen Kräften an den Besitz, an Dinge also, die er nicht mitnehmen kann. Er denkt zu kurz, weil er den Tod nicht akzeptiert und damit auch nicht das ewige Leben. Seine Sorge gilt allein dem Irdischen, das er mit allen Fasern seines Lebens festhalten will und es letztlich doch nicht kann. Sein Irrtum besteht darin, dass er sich nur um Dinge sorgt, die vergänglich sind und dass er dabei den Blick auf das Wesentliche verloren hat.« – »Bravo, du hast es erfasst!« Der eigentlich so wortkarge und eher verschlossene Adalbert geriet in eine solche Begeisterung, dass sich sein Kopf rötete und seine Gedanken wie eine reiche Quelle aus ihm sprudelten. »Der Mensch, der den Tod nicht annimmt, findet nicht zu sich selbst und nicht zum ewigen Leben. Er sieht im Tod nur den Feind des Lebens und ist ständig auf der Flucht vor ihm. Er will nicht wahrhaben, dass er sich in einer Sackgasse befindet oder einen Irrweg gegangen ist, wenn er Schätze anhäuft oder sich in einen Sinnentaumel stürzt, spielt, säuft oder hurt und sich dem Laster der Begierde hingibt und auf diese Weise nicht merkt, dass er in großer Gefahr ist, weil er vom rechten Weg abgekommen ist. Wir aber, mein Bruder, wir haben das Ziel klar und fest vor Augen. Wir gehen gen Westen, dorthin, wo das Leben scheinbar endet. Aber eben nur scheinbar, denn wir glauben nicht nur, sondern wir wissen, dass uns dort ein Leben in einer für uns unvorstellbaren Herrlichkeit erwartet. Es ist der wahre Weg, den uns der Eine führt, wenn wir uns ganz von ihm leiten lassen, der Weg zum Himmlischen Jerusalem, das vor uns liegt, wenn wir nach unserer Umkehr wieder in östlicher Richtung fahren.«

Noch lange saßen sie beisammen, obwohl es draußen bereits dämmerte und Dunkelheit in die sakralen Räume drang. Mit immer neu-

en Gedanken erörterten sie den Sinn einer Wallfahrt, bis es stockdunkel war und sie nur mit Hilfe eines Kerzenlichtes den Weg zum Ausgang fanden.

Ein andermal sprachen sie über die vielen Tausende, die sich vor ihnen auf den Weg zum Heiligen Jakob im fernen Galizien gemacht hatten. Aufmerksam und geduldig hörte Bruno wie ein Schüler seinem Lehrer zu, als er ihm vom großen Kaiser Karl erzählte. »Es waren aber nicht nur Ritter und kleine Leute wie ich, die zum Grabmal unseres lieben Heiligen wallfahrten. Die bedeutendsten Menschen zu allen Zeiten sind uns mit gutem Beispiel vorangegangen. Karl der Große, der Kaiser aller Franken, ist einst mit seinen Getreuen an der Spitze eines großen Heeres nach Spanien gezogen, um die heidnischen Mauren zu vertreiben, damit die christlichen Pilger wieder ungehindert zum Grabmal des Apostels wallen konnten.«

Bei dieser Unterhaltung über die ›Pelerinage de Charlemagne⁶ erfuhr Bruno von den Großtaten des Kaisers, die er aber nur mit der Hilfe Jakobs, des Matamoros⁷, vollbringen konnte. Und sie lasen gemeinsam, wie Kaiser Karl von Roland, einem riesenhaften Recken und einem seiner treuesten Diener, vor einem neuen Angriff der Mauren gewarnt wurde. Adalbert erzählte ihm von anderen Großen, wie Heinrich dem Löwen oder Friedrich I. von Österreich, von Heiligen, Bischöfen, Fürsten, Rittern und Bürgern, die alle die große Wallfahrt nach Compostela unternommen hatten.

Im Verlauf der nächsten Tage wechselten sie das Thema ihrer Gespräche und wandten sich ganz praktischen Fragen zu, die in die Tat umzusetzen, Bruno nicht lange säumte. Er hatte es Adalberts guten Beziehungen zu verdanken, dass er nicht nur den Abt Ulrich vom Benediktinerkloster St. Emmeran, sondern auch Pater Kustos kennenlernte, der ihm gleich zwei Geleitbriefe, nämlich einen des Ritterordens und einen der Benedik-

tiner vermitteln konnte. Beide Schreiben verwahrte er aufs sorgfältigste, damit sie ihm später helfen konnten, so manches Tor zu öffnen. Nachdem er vom Abt die Erlaubnis erhalten hatte, begleitete ihn Pater Kustos in die Bücherei des Klosters. Pater Josef, der Bibliothekar, wies ihm einen gut beleuchteten Platz am Fenster zu, ließ ein Stehpult holen und führte ihn zu den Regalen, in denen er einschlägige Literatur finden konnte. Die nächsten Wochen führte ihn sein Gang täglich nach St. Emmeran, wo er alle Zeit, die er neben seiner Arbeit im Spital erübrigen konnte, mit Lesen zubrachte. Er las alles, was er über den Heiligen Jakob, den Missionar Spaniens und Maurentöter finden konnte. Er studierte Reiseberichte und machte sich Notizen dazu. So vergingen der Sommer und der Herbst. Die Tage wurden kürzer, die ersten Stürme fegten über das Land und eines Tages erklärte ihm Adalbert, dass nachdem seine Gesundheit wieder völlig hergestellt sei, er zurück wolle auf das väterliche Gut irgendwo in der Nähe von Nürnberg, wo ihn auch seine Familie erwartete. Im Frühjahr werde er dann nach Freiburg reisen, wo er eine Arbeit in seinem Beruf als Steinmetz angenommen habe. Beim Münsterbau dort würden ihm die Erfahrungen, die er bei seinem zweijährigen Aufenthalt in Burgos gewonnen habe, zugute kommen. Der Abschied von dem ruhigen, stets freundlichen Manne fiel Bruno schwer. Er hatte sich an Adalbert mit seinen buschigen Augenbrauen und seinen bedächtigen Bewegungen, an den Freund, dem er so viel zu verdanken hatte, gewöhnt. Vor allem würde er die abendlichen Gespräche mit ihm vermissen.

Es war ein grimmig kalter Winter, der folgte. Die Donau war auf weite Strecken zugefroren und dort, wo man die Strömung des Flusses noch sehen konnte, schwammen dicke Eisschollen. Die Arbeit im Spital war durch die Eiseskälte erschwert und obwohl mehr Kohlebecken aufgestellt waren als in früheren Wintern, gefror die Feuchtigkeit der Räume an den Wänden zu Eis. Alte und geschwächte Kranke starben an den

Folgen der außergewöhnlichen Kälte und Bruno musste oft bis tief in die Nacht hinein arbeiten. Eigentlich hatte er seine Abreise für das Frühjahr anno 1414 geplant, doch eine schwere Erkrankung seines Vaters, der in der Stadt nahe der Porta Praetoria wohnte, zwang ihn, seine Reisepläne zu verschieben. Zwei lange Jahre pflegte er den geliebten Menschen. Seine Arbeit im Spital musste er stark einschränken. Ein glücklicher Zufall wollte es, dass ein junger Medicus, der sich auf der Durchreise nach Prag befand und den er durch Zufall bei einem Gottesdienstbesuch im Dom kennengelernt hatte, sich dazu bereit fand, einzuspringen und ihm bei seiner Arbeit im Spital zu helfen. Seine mangelnde Erfahrung glich der junge Mensch durch ein hervorragendes theoretisches Wissen und einen außergewöhnlichen Eifer aus. So war letztlich beiden geholfen. Bruno konnte sich in ausreichender Weise um seinen Vater kümmern und Gottfried Glasmacher freute sich über die so unverhofft erhaltene Stelle in dem städtischen Spital. Es war im Mai 1416, als Bruno seinem Vater die Augen zudrückte und seine irdische Hülle der geweihten Erde übergab.

So hatte sich also seine Abreise verzögert und es blieb ihm ausreichend Zeit, ein Testament zu schreiben und den Franziskanern für die Marienkapelle in St. Jakob eine Tafel zu schenken. Die hatte er sich von einem Maler anfertigen lassen, der über die Stadtgrenzen hinaus bekannt und wegen seiner Arbeiten geachtet war. Das Bild stellte einen Pilger dar, der mit gefalteten Händen vor einer Mariensäule kniete und seine Gebete zu Himmel schickte. – Pater Kustos, der ihm mittlerweile ein guter Freund geworden war, half ihm beim Kauf der rechten Kleidung, einer Bundhose mit wollenen Strümpfen, einem Wams und einem Mantel aus dunklem Loden mit Seiten- und Innentaschen. Worauf Kustos beim Kauf dieses Mantels besonderen Wert legte, war eine Geheimtasche unter dem Futter, in der er ein paar Goldstücke verstecken konn-

te, die wiederum einzeln vernäht waren, so dass sie nicht gegeneinander klimpern konnten. Diesen Mantel ließ er nach seinen Vorstellungen und mit genauen Anweisungen vom Schneider am Domplatz anfertigen. Der war bekannt für seine gute Arbeit, die er sich aber ebenso gut bezahlen ließ. Doch das war es ihm wert, sollte ihn doch der Mantel vor Kälte und Hitze schützen und einigermaßen regendicht sein. Einen weitkrempeigen Hut, wie er ihn des öfteren schon bei Pilgern gesehen hatte, fand er zufällig beim Gang durch den Markt. Das beste Stück, das ihn auf seiner Reise begleiten sollte, war ein kräftiger Stock, groß genug, um sich darauf zu stützen. Er hatte ihn von Adalbert bei seinem Abschied als Geschenk erhalten. Augenzwinkernd hatte ihn dieser in zwei Geheimnisse eingeweiht. Einmal gab es die Möglichkeit, den hölzernen Knauf gegen einen eisernen auszutauschen, so dass der Stock im Bedarfsfalle als Waffe benützt werden konnte. So hatte ihm Adalbert erzählt, dass er diesem Geheimnis sein Leben zu verdanken hatte, als er in den französischen Alpen von Wegelagerern überfallen wurde und er sich mit dem Stock gegen drei Halunken so trefflich wehren konnte, dass er sie alleamt in die Flucht schlug. Zum zweiten konnte die eiserne Spitze herausgedreht und ein kleines Geheimfach geöffnet werden, das dort bestimmt niemand vermuten würde und das selbst seinen Weggenossen verborgen bleiben würde.

Es war März 1417, als die ersten Christrosen blühten. Die schlimmste Kälte war bereits im Monat zuvor gebrochen, die ersten Sonnenstrahlen wärmten schon und die Eiszapfen schmolzen. In den Bächen und Flüssen schwoll das Wasser an und an der Donau hatte es bereits eine bedrohliche Höhe erreicht. Das Getier erwachte aus seinem Winterschlaf, und da und dort waren vereinzelt Vogelstimmen zu hören. Als wenige Tage später die ersten Weiden knospten, verabschiedete sich Bruno von seinen Geschwistern, vom jungen Medicus, von Kustos und dem Abt

Ulrich, der ihm zu Ehren am vergangenen Montag noch eine Messe gelesen hatte. Mit den Freunden traf er sich noch einmal im Stadtkeller, um ihnen Gelegenheit zu geben, mit ihm auf eine gute Reise und glückliche Heimkehr zu trinken.

Ein Gebet auf den Lippen und mit sich selbst im reinen, verließ er frühmorgens die Stadt. Sein Weg führte ihn der Donau entlang auf einer schmalen Straße, die nur durch wenige Dörfer führte. Er hatte die Donauenge bei Kehlheim bereits hinter sich gelassen, als er vor sich einen Treidelzug sah und dem er sich langsam näherte. Sechs schwere Ackerhäule zogen einen übertoll mit Säcken beladenen Lastkahn flussaufwärts. Drei Männer trieben die von Schweiß glänzenden Pferde laut schreiend, fluchend und mit den Peitschen knallend an, ein vierter im Lastkahn hatte große Mühe, das tief im Wasser liegende Boot auf richtiger Bahn, das heißt, in immer gleichmäßigem Abstand zum Ufer zu halten. Auf seinen Gruß, den er ihnen beim Überholen der Gruppe gab, antworteten lediglich zwei mit Kopfnicken, die anderen nahmen kaum Notiz von ihm. Wenig später kam er an einem pflügenden Bauern vorbei, der ihn an seiner Kleidung als Jakobspilger erkannte und ihm lachend zurief:

»Grüß Gott, Pilger! Ich wünsch' dir eine gute Fahrt.« Der Nachmittag brachte wenig Abwechslung, er wanderte durch Auwälder, vorbei an tiefgründigen Tümpeln und Altwassern. Die Weiden hatten ihre Kätzchen ausgetrieben und vereinzelte Sträucher zeigten ihr erstes, zartes Grün. Dann lichtete sich der Wald, vor ihm war ein frisch gepflügter und noch dampfender Acker. Gegen Abend erreichte er Hienheim, ein kleines Nest, nur ein paar Steinwürfe von der Donau entfernt. Drei Bauernhäuser und wenige hölzerne, nur mit Stroh oder Grassoden gedeckte Katen duckten sich um die mächtige Wehrkirche, deren Turm er schon von weitem gesehen hatte. Neben dem Weiher hinter dem größten der Bauernhäuser sah er die Ruinen einer Burg. Es war deutlich zu

erkennen, dass zwei der Bauernhäuser wenigstens zum Teil aus Steinen, die von der Burg stammten, gebaut waren. Er suchte den Pfarrer auf, der ihm auf sein Bitten hin ein Nachtlager im Wirtschaftsgebäude innerhalb der Mauern der festungsartigen Kirchenanlage anbot. Den Abend saß er beim Pfarrer in seiner kleinen Stube. Der hatte ihm ein kräftiges Abendbrot vorgesetzt und dazu roten Wein eingeschenkt. Dafür musste sich Bruno die ausschweifende Erzählung seiner Romfahrt anhören, die der alte, aber noch sehr rüstige Pfarrer vor mehr als zwanzig Jahren gemacht hatte. Viel lieber hätte er sein Strohlager aufgesucht. Die große Strecke des ersten Tages und die frische Luft hatten ihn ermüdet. Die nächsten Tage führten ihn über Ingolstadt, Schrobenhausen und Friedberg nach Augsburg⁸. Bereits kurz nach Friedberg herrschte auf dem Weg in der Richtung nach Augsburg ein reger Verkehr. Es war früh am Morgen, zweirädrige Karren und schwer beladene Bauernwagen rumpelten an ihm vorbei, daneben gingen Mädchen mit hochgeschürzten Röcken, begleitet von jungen Burschen und Kindern, die zumeist auf den Wagen saßen. Die Straße war streckenweise in einem elenden Zustand, der Dreck war meist knöcheltief. Immer wieder sanken die Räder der Fahrzeuge ein, und die Männer versuchten mit großem Geschrei, während sie auf die armen Tiere einschlugen, oder sich gegenseitig halfen, ihre Karren wieder freizubekommen. Eine Begegnung ganz besonderer Art war ein mehrspänniger Kaufmannszug, der ihm entgegenkam. Er war begleitet von Reisigen und wurde angetrieben von Fuhrleuten, die mit rhythmischem Peitschenknallen und »Hü!« und »Hott!« eine fast melodische Musik lieferten. Je näher Bruno der Stadt kam, desto bunter wurde das Treiben. Es war kalt und der Himmel war von einer grauen, geschlossenen Wolkendecke verhangen, doch glücklicherweise regnete es nicht. Schon sah er im Osten die Türme der Stadt auftauchen und bald konnte er sie im einzelnen unterscheiden, die der Einlasstore, die Tür-

me des Doms, der Kirchen von St. Afra und St. Ulrich, und dann konnte er auch die mächtige Stadtmauer erkennen, welche die Stadt umgab. An bewaffneten Bürgern vorbei, die ihn weder anhielten noch nach seinem Begehrt fragten, betrat er geraume Zeit später zusammen mit anderen Menschen eines der vielen Stadttore. Die Menschen, die mit ihm das Tor passierten, strömten allesamt der Stadtmitte zu. Das Gedränge nahm zu, und es war ein lärmendes Treiben. Es musste wohl Markttag sein, denn immer mehr Bauern mit ihren Karren oder schwer bepackten Eseln, Bäuerinnen mit gewaltigen Körben in den Armen, aber auch Handwerker mit ihrem Gerät und dazwischen prächtig gekleidete Bürger und Bürgerinnen waren alle auf dem Weg zu einem großen Platz inmitten der Stadt. Bruno blieb immer wieder stehen und betrachtete das Spektakel. So etwas hatte er noch nie zuvor gesehen. Der Lärm nahm zu, er rührte von den eisenbeschlagenen Rädern der vielen Wagen, die dröhnend an ihm vorbei fuhren, denn die meisten Straßen und Plätze, an denen er vorbeikam, waren mit Steinen gepflastert. Ein Halbwüchsiger in zerrissenen und schmutzigen Kleidern trieb mit seiner Geißel ein Herde Schweine und Ferkel vor sich her. Gleich daneben schnatterten Gänse. Der Gestank von Pferdemist und vom Kot der Schweine und dem anderen Geziefer war beißend und trieb ihm Tränen in die Augen. Dennoch herrschte ein fröhliche und unbeschwerte Stimmung unter den Menschen. Bekannte gingen aufeinander zu, begrüßten sich, lachten und klopfen sich gegenseitig auf die Schultern. Fremde sprachen ihn an »Gott zum Gruß, Pilger«, »Wo geht es hin?«, »Eine schöne Fahrt wünschen wir dir. Komm gesund zurück.« oder »Na, da hast du eine schöne Strecke vor dir.« Er dankte und grüßte zurück. Andere nickten ihm zu oder hoben die Hand zum Gruß.

Nachdem er einen Passanten, von dem er annahm, dass er in der Stadt zuhause war, nach dem rechten Weg gefragt hatte, bog er in eine

kleine Seitengasse ein, um zur Jakoberstadt zu kommen. Es war ruhiger geworden und nur noch einzelne Leute begegneten ihm. Dafür konnte er jetzt Handwerker vor oder in ihren Häusern bei ihrer Arbeit beobachten. Die Läden und Türen im Erdgeschoss der meisten Häuser waren weit geöffnet, so dass sie genügend Licht für ihre Tätigkeiten hatten. Er sah Schuhmacher, Kesselflicker, Bäcker und Metzger, einen Töpfer und Wachszieher. Ein Schreiner hatte einen Teil seiner Arbeitsstücke im Freien abgestellt. Auch hier traf er auf dieselbe Freundlichkeit, die ihm zuvor schon erwiesen wurde. Überall wurde er begrüßt, nach seinem Pilgerziel gefragt und ihm gute Wünsche mit auf den Weg gegeben. Die Gasse gabelte sich. Der eine Weg führte in ein anderes Handwerkerviertel hinein, der schmale Weg zu seiner Linken zu einem schönen, sehr sauberen, gepflasterten Platz, in dessen Mitte eine einzelne Linde stand. Er war bei der Jakobskirche angelangt und es konnte nicht mehr weit zu seinem Ziel sein. Eine junge Frau, die ein rotznäsiges kleines Mädchen hinter sich herzog, zeigte ihm den Weg zur Pilgerherberge, die um eine Ecke nur wenige Schritte entfernt war und an der steinernen Jakobsmuschel über dem Eingangsportale auch als solche zu erkennen war. Vor dem zweistöckigen Gebäude, dessen Läden zum Teil geschlossen waren, saßen drei Männer auf den Stufen der kleinen Freitreppe zum Hauptportale. Sie spielten mit Würfeln, sprachen aber nur wenig miteinander, hin und wieder lachte einer laut auf. Das Ganze mutete Bruno recht seltsam an, denn Pilger – und das waren sie ohne Zweifel – beim Spiel zu sehen, hatte er nun wirklich nicht erwartet. Sie musterten ihn von oben bis unten, grüßten knapp, machten aber bereitwillig Platz, als er das Haus betreten wollte. Eine Hälfte des zweiflügeligen Eingangstores stand offen, vor sich sah er einen langen Gang mit Türen auf der rechten und kleinen Fenstern auf der linken Seite. Nach jeweils drei Türen mündeten schmale und nur spärlich beleuchtete Seitengän-

ge, die in die Tiefe des Gebäudes führten. Vor der ersten Tür in der Nähe des Hauptganges hing eine Glocke, die sichtlich beschädigt war und einen Riss hatte. Als er sie läutete, schepperte sie jämmerlich. Nacheinander öffneten sich gleich mehrere Türen, aus denen Neugierige zu ihm herguckten. Einem Benediktinermönch, allem Anschein nach der Pförtner, nannte er seinen Namen und gab ihm bereitwillig Auskunft nach dem Woher und Wohin und wie lange er schon unterwegs war. Der blickte ihn lange und prüfend an, ehe er zu ihm sprach: »Ich heiße Sebaldu und bin hier zuständig für die Einweisung und Betreuung der Gäste in unserem Haus, von denen die meisten Pilger sind. Doch steht unsere Herberge auch frommen Handelsleuten offen und ebenso anderen Gästen, die uns anempfohlen werden. – Du willst nach Santiago. Nun, ich kenne den Jakobsweg aus eigener Erfahrung recht genau, weiß die schönsten Kirchen, die besten Herbergen, als auch gefährvolle Stellen und Orte, die man besser meidet, aber auch Menschen, die dir auf deinem Wege weiterhelfen können. Ich werde dir bei passender Gelegenheit mehr darüber sagen. Du wirst nach dem Angelus zu mir kommen, damit ich dich dem Prior und den Oberen hier vorstellen kann. Zudem werde ich dich, da du doch einige Tage hier bleiben willst, mit der Ordnung unseres Hauses vertraut machen. Deinem Begleitschreiben aus Regensburg habe ich entnommen, dass du unserem Orden ein angemessenes Opfer vermacht hast. Das ist gut so, und das wird dir sicher weiterhelfen. Es sind jedoch vor allem unsere Nächstenliebe und unsere Gastfreundschaft, die dir unsere Türen öffnen. Ich heiße dich willkommen und werde dir, wo es nur möglich ist, behilflich sein.

Jetzt folge mir, damit ich dir deine Schlafstätte und die Räume unseres gemeinschaftlichen Zusammenlebens zeigen kann. Du hast Glück, denn gestern hat eine zahlenmäßig große Gruppe von Rompilgern unser Haus verlassen, so dass ich dir einen Platz in einem unserer kleine-

ren Räume anbieten kann.« Er schlurfte vor ihm her, hinkte dabei etwas mit dem linken Bein und ging auf eine Tür im Mittelteil des langen Ganges zu. Bruno bemerkte, dass der hagere und wie es den Anschein hatte, arthritische Mönch, Schmerzen haben musste, da er sich beim Gehen auf einen Stock stütze. Der Raum, den sie betraten, war weiß getüncht und hell, die Läden waren weit geöffnet. Zwischen den sechs Strohlagern, die mit weißen Laken abgedeckt waren und an deren Fußende jeweils eine wollene Decke lag, standen Hocker. An der rückwärtigen Wand waren hölzerne Haken angebracht, an denen Kleidungsstücke hingen. Geschmückt war der Raum mit Holzschnitzereien an der Stirnseite des Raumes. Dies waren in der Mitte ein großes Kreuzifix mit hölzernem Korpus, rechts davon die Gottesmutter, die zum Gekreuzigten aufblickte und auf der linken Seite des Kreuzes ein Pilger, der seinen Schlapphut abgelegt hatte und die Hände zum Gebet erhoben hielt. Bruno trat näher heran, um sich die Kunstwerke näher zu betrachten.

Sebaldus war über sein Interesse sichtlich erfreut. »Ich sehe, dir gefallen unsere Bilder. Sie wurden von einem oberschwäbischen Künstler angefertigt und von Martin Amberger unserem Hause vermacht. Dies ist meines Wissens schon mehr als dreißig Jahre her. Er schenkte sie uns zum Dank für seine glückliche Rückkehr nach einer Pilgerfahrt zum Grabe des Heiligen Jakob. Den Raum hier nennen wir seitdem auch Jakobszimmer und wir bringen in ihm unsere Jakobspilger unter, so gut es sich eben machen lässt.«

In der Mitte des Raumes war ein langer eichener Tisch, an dem einige Männer saßen und sich unterhielten. Bruder Sebaldus machte ihn mit ihnen bekannt und wies ihm dann sein Bett zu. Danach führte ihn der Pförtner zu der kleinen Kapelle am Ende des langen Ganges, die sehr düster wirkte, da durch die kleinen Fenster nur wenig Licht in den Raum eindringen konnte, und die beiden brennenden Kerzen vor dem

Altar trugen auch nicht viel dazu bei, ihn wesentlich zu erhellen. Als sich seine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, erkannte Bruno einen geöffneten dreiflügeligen Altar. Das Ölbild auf dem mittleren Flügel zeigte Christus und die Schächer auf Golgatha, auf dem linken Flügel war eine Darstellung der Geißelung und auf dem rechten einer Pieta. Ein Lesepult seitlich davon war mit figürlichen Darstellungen der Evangelisten geschmückt. Fresken aus der Heilsgeschichte Jesu zierten die Wände. Eine mächtige Säule in der Mitte entfaltete nach oben seine Kreuzrippen und trug, wie ein Baumstamm seine Krone, das Gewölbe der Kapelle. Neben der Eingangstür hing eine Anzahl Votivtafeln. »Ich gehe davon aus, Bruder, dass ich dich bei unseren Frühmessen, die täglich für unsere Pilger hier gelesen werden, sehen werde. Selbstverständlich bist du auch zu den Andachten und zum Rosenkranz eingeladen. Wo du mich außer den Zeiten des Gebets und der Gottesdienste finden wirst, ist dir bereits bekannt. Vorne am anderen Ende des Ganges findest du das Refektorium. Die Essenszeiten erfährst du von deinen Zimmergenossen.« Damit verabschiedete sich Sebaldu und humpelte zurück in seine Kammer.

Bruno begann sich in dem Raum einzurichten. Das war schnell geschehen, denn es war nicht viel, was er bei sich trug. Den Sack hängte er an einen Haken über dem Kopf seiner Schlafstätte, Mantel und Hut daneben, während er seinen Stock auf den Boden neben die Matratze legte. Er sah sich seine Zimmergenossen an und wechselte ein paar Worte mit ihnen. Der jüngste von ihnen hieß Otfried von Weißenburg. Er bot sich ihm an, ihn auf einem Gang durch die Stadt zu begleiten. Er sei schon eine Weile hier und kenne sich inzwischen in der großen Stadt schon recht gut aus. Bruno nahm an und sie machten sich gemeinsam auf den Weg, der sie aus der Jakober-Vorstadt hinaus zu einem Handwerkerviertel in der Nähe der Stadtmauer führte. Es waren enge Gas-

sen, die immer wieder auf einen Kanal zuliefen. Beide waren sie gefesselt von der Geschäftigkeit und dem Treiben in diesem Teil der Stadt. Das war Urbanität! Anders als in Regensburg, das ihm im Vergleich zu Augsburg wie ein großes Dorf vorkam. Er hatte schon viel von Augsburgs Handwerkern gehört, aber was er hier sah, übertraf alle seine Vorstellungen. Sie kamen in das Mühlenviertel, das sie schon eine gute Weile vorher durch das gleichmäßige Pochen, Klappern, Hämmern und Klingen der Maschinen wahrgenommen hatten. Es war ein Lärm, der weithin vernehmbar war. Vor einem überschlächtigen Wasserrad blieben sie stehen und traten, nachdem ihnen die Erlaubnis dazu erteilt worden war, in die Walkmühle ein. Sie bestaunten die Fertigkeit mit der ein Handwerksgehilfe an der Hammerwalke ein Stück Filz bearbeitete, das zusehends Form annahm und schließlich seinem Hut, den er in Regensburg gekauft hatte, zum Verwechseln ähnlich sah. Otfried drängte, er wollte ihm noch das vornehme Viertel der Kaufleute und Handelsherren zeigen. Doch auf dem Weg dahin sahen sie noch viele andere Werkstätten von Schmieden, Kesselflickern, Webern und Müller, Gerbern und Ledernern. Und nicht weit von ihnen entfernt die der Feintäschner und Sattler. Gar fröhlich ging es bei den Hufschmieden zu, wo eine muntere, recht gemischte Schar von Bürgern, Bauern und jungen Gesellen miteinander tratschten und vorbeigehenden Mädchen auch mal ein Scherzwort zuriefen. Ja und dann betraten sie das vornehme Viertel der Kaufleute. Prachtige Bürgerhäuser, von denen eines schöner war als das andere, bezeugten den Reichtum, den sie sich beim Handel in nahen und fernen Ländern erworben hatten. Die Menschen, die sie nun sahen, unterschieden sich von den Handwerkern: Es waren vornehm gekleidete Damen und Herren, die es den Adeligen gleichtaten und sich kutschieren ließen oder die, von ihrer Dienerschaft begleitet, unterwegs waren, um irgendwelche Waren zu begutachten oder zu erstehen, die teils vor

den Häusern, teils in offenen Läden zum Kauf ausgelegt waren. Immer wieder blieben sie stehen, schauten sich die Auslagen an, betrachteten eines der schönen Bürgerhäuser oder drehten sich auch einmal nach einem Bürgerfräulein um, das in farbenprächtiger Tracht mit reich verzierter Haube und kostbarem Halsschmuck an ihnen vorüberging. Sie kamen zu einem großen Lagerhaus, vor dem gerade einige Handelswagen beladen wurden. Kräftige junge Burschen schleppten Säcke und Kisten heran, die sie auf einem riesigen Wagen stapelten.

»Aus dem Weg da! Macht Platz! Stellt euch zum Gaffen woanders hin!« Erschrocken gingen die beiden zur Seite. Ein Aufseher, der mit knapp bemessenen Worten seine Anweisungen gab, lachte: »Ach, sieh an! Zwei junge Pilger! Nun, ihr frommen Herren, wo soll's denn hingehen?« – »Mein Ziel ist Santiago und mein Freund hier will nach Rom pilgern.«

»Nach Santiago im fernen Galizien. Da habt Ihr Euch viel vorgenommen, junger Freund! Wenn Ihr wollt, könnt Ihr Euch uns anschließen. Wir fahren schon morgen von hier los nach Straßburg, das wir, wenn alles gut geht, in sechs Wochen erreichen werden, um dort unsere Waren einem befreundeten Handelshaus zu verkaufen. Mein Herr hat bestimmt nichts dagegen, wenn Ihr mit uns fahrt. Und zudem ist es nicht das erste Mal, dass uns ein Pilger begleitet.«

»Ich danke Euch von Herzen für Euer großzügiges Angebot, mein Herr. Unter anderen Umständen hätte ich es sicher gerne angenommen, doch meine Pläne sehen anderes vor. Ich werde mich in Ulm einer Pilgergruppe anschließen, die dort auf mich wartet.«

»Nun ja, Ihr müsst wissen, was Ihr tut. Ich habe es nur gut mit Euch gemeint. Ihr hättet so gefahrlos eine große Strecke Eures Weges zurücklegen können. Aber wenn Ihr Euch schon verabredet habt, Euch einer Pilgergruppe anzuschließen, so müsst Ihr Euch selbstverständlich daran halten. Ich wünsche Euch jedenfalls alles Gute auf Eurem Weg!«

Sie sahen dem Beladen der Wagen noch eine Weile zu. Unmittelbar neben ihnen waren Fuhrknechte dabei, ungefähr ein Dutzend schwere Zugpferde, die unruhig mit den Hufen scharrrten, zu tränken und zu füttern. Schwer bewaffnete Reisige saßen auf Kisten und würfelten, um sich die Zeit zu vertreiben.

»Bisher war ich mir eigentlich absolut sicher, dass es einzig mein frommer Wunsch ist, am Grabe des heiligen Apostels Jakob zu beten, warum ich es auf mich nehme, eine so große und vielleicht auch gefährliche Reise anzutreten. Doch wenn ich das hier sehe, glaube ich, dass es – unbewusst vielleicht – auch Abenteuerlust ist, die mich antreibt. Sagt mir, Otfried, wie es Euch geht!« – »Ich will gar nicht lange darum herumreden. Bei mir ist es fast ausschließlich die Abenteuerlust, die mich veranlasst, nach Rom zu reisen. Ich will heraus aus dem Mief des ewig Alltäglichen, ausbrechen aus meiner Sippe, die mir alles und jedes vorschreibt, was ich wann, wo und wie zu tun habe. Ich will fremde Länder, andere Menschen, auch hübsche Mädchen kennenlernen. Selbstverständlich werde ich, wie es der Brauch und der Anstand so will, in Rom beten und mir einen Ablass holen. Aber ich gebe es gerne zu, dass es zuallererst die Abenteuerlust ist, mein unruhiges Blut, das mich zu der großen Reise antreibt. Und ich kann es kaum erwarten, bis mein Vetter Joseph hier eintrifft, der wie ich weiß, genauso denkt wie ich, damit wir dann gemeinsam die Reise antreten.« – »Wenn Ihr so redet, Otfried, könnte ich Euch fast beneiden. Nein, so leicht ist das bei mir nicht. Ich sehe es schon als eine große Aufgabe an, die ich mir selbst gestellt habe und die ich unter allen Umständen einlösen möchte. Ich will am Grab des großen Heiligen in Santiago beten und ich hoffe, dass dies meinem Seelenheil guttut. Und da ist noch eine andere Aufgabe, die ich mir gestellt habe. Unter den Sarazenen gibt es die besten Ärzte. Von ihnen will ich lernen. In Córdoba will ich die große Universität aufsuchen, will die

Bücher berühmter Mediziner lesen und dieses Wissen dann mit nach Hause nehmen, damit es allen kranken Menschen meiner Heimat zugute kommt. Aber ehrlich gesagt, freue auch ich mich auf die Abenteurer, die mich in der Fremde erwarten werden.«

Benommen von der Fülle der Eindrücke machten sich die beiden auf den Heimweg und kamen gerade noch rechtzeitig zum Angelusläuten zurück zu ihrer Herberge. Sebaldu, der Bruno bereits erwartet hatte, führte ihn zu einem kleinen Zimmer und stellte ihn dem Prior vor, dem er eine Vielzahl von Fragen beantworten musste. Er war ein strenger Herr, der sich mit einfachen und knappen Antworten nicht zufrieden gab. Immer wieder hakte er nach und wollte mehr von ihm wissen. »Bereits als Kind reifte in mir der Entschluss zu irgendeiner der großen heiligen Stätten der Christenheit zu pilgern. Ich war damals gerade elf oder zwölf Jahre alt, als ich miterleben konnte, wie in meiner Heimatstadt Regensburg in Sankt Emmeran eine zahlenmäßig große Pilgergruppe gesegnet wurde, ehe sie sich nach Rom aufmachte. Das hat mich damals tief beeindruckt und ich war so sehr ergriffen, dass ich noch am Abend meinen Eltern sagte, dass auch ich mich einmal auf Pilgerschaft begeben wolle.« – »Das ist ja schön und gut, aber Ihr seid schließlich kein Kind mehr und Ihr werdet heute sicher andere Beweggründe haben, wenn Ihr Euch auf die lange Pilgerschaft nach Santiago begeben.« – »Vor vier Jahren lernte ich den Jakobspilger Adalbert Rosenbusch kennen. Er war nach seiner Rückkunft ausgezehrt und sehr krank. Ich habe ihn als sein Medicus in unserem Spital gepflegt, bis er nach über einem Jahr wieder völlig genesen war. Ihm habe ich damals von meiner Absicht erzählt, ebenfalls eine Pilgerreise zu unternehmen und er hat mich darin bestärkt und mir nahe gelegt nach Santiago zum Jakobsgrab zu pilgern. Ihm habe ich viel zu verdanken. Er hat mir von seinen Erfahrungen und Erlebnissen berichtet und mir überhaupt viele gute Ratschläge gegeben.« – »Das mag ja alles stimmen, aber

du hast mir noch immer nicht den eigentlichen Grund genannt, weshalb du eine so beschwerliche Reise nach einem so entfernten Ort antreten willst. Du sagst mir wohl, du hättest eigentlich schon immer den Wunsch gehabt, nach Santiago zu reisen. Aber was steckt dahinter, warum hattest du schon immer diesen Wunsch? Vor wenigen Tagen war ein junger Mann bei uns, er mochte etwa in deinem Alter sein. Als ich ihm die gleiche Frage stellte, gab er mir zur Antwort, dass er Steinmetz von Beruf sei und dass er hoffe, auf seiner Fahrt auf dem Camino de Santiago unterwegs mal da und mal dort Arbeit zu finden, dabei neue Techniken zu erlernen und Anregungen zu erhalten, die ihm später zunutze sein könnten. Selbstverständlich wolle er am Ziel seiner Reise in Santiago auch am Grabe des heiligen Apostels beten. Das war eine klare Antwort. Aber was du mir antwortest, ist recht unklar und oberflächlich.« Bruno versuchte sich nun zu rechtfertigen und legte ihm mit größtem Eifer dar, dass die Pilgerschaft ihm die Möglichkeit verschaffe, über den Sinn seines Lebens nachzudenken. Er referierte, was ihm von den Darlegungen Adalberts noch in Erinnerung war, von der Fahrt nach Westen, vom Tod, durch den ein jeder Mensch hindurchmüsse, um als endgültiges Ziel das himmlische Jerusalem vor Augen zu haben. Er hatte lang und ausführlich gesprochen und war dabei so in Fahrt gekommen, dass er schließlich mit gerötetem Kopfe innehielt und verlegen zu Boden sah. Der Prior hörte ihm jetzt zu, ohne ihn auch nur ein einziges Mal zu unterbrechen. Er strich sich in gleichmäßigem Rhythmus den ordentlich gestutzten Kinnbart, nickte ab und zu mit dem Kopf und lächelte dabei. »Nun gut, Bruder, lassen wir es dabei. Ich wünsche dir Gottes Segen auf deiner Fahrt und dass sie dir Gewinn bringen möge. Zeit, um über den Sinn des Lebens nachzudenken, wie du es mir glaubhaft versichert hast, wirst du unterwegs bestimmt sehr viel haben. Ich gebe dir dennoch einen Ratschlag mit auf deinen Weg. Solltest du irgendwann in Schwie-

rigkeiten geraten, an anderen Menschen oder gar an dir selbst zweifeln, so suche in deiner Not die Fürsprecherin beim Herrn auf, bete zu ihr und bitte sie um die rechte Antwort auf drängende Fragen, wenn kein Mensch sie dir beantworten kann. Gott sei mit dir!« Damit verabschiedete er sich von Bruno und gab ihm zu verstehen, dass seine Audienz bei ihm beendet sei. Bruno lag in dieser Nacht lange Zeit schlaflos. Er wusste nicht recht, wie er dran war, er fühlte sich schlecht. Irgendwie hatte er das Gefühl, dass dieser Mensch ihn besser kannte als er sich selbst. Zweifel stiegen in ihm auf, und er stellte sich die Frage, warum er seine Arbeit als Medicus in Regensburg aufgegeben und sich auf Pilgerfahrt begeben hatte. Er konnte, so sehr er auch darüber sinnierte, keine schlüssige Antwort finden. Wieder und wieder sah er den Prior vor sich, wie er so dasaß, sich den Bart strich und den Kopf dabei wiegte. Und dieses Lächeln! Was bedeutete es? Hatte er sich über ihn amüsiert, war es ironisch gemeint oder sollte es lediglich Wohlwollen ausdrücken? Dann ärgerte er sich darüber, dass er dem Prior nicht dasselbe gesagt hatte, was er noch am Vormittag zu Otfried sagte.

Er verdrängte die Erinnerung an sein Gespräch mit dem Prior. Es war ihm unangenehm und er war froh darüber, dass der stets heitere Otfried ihn auch in den nächsten Tagen bei seinen Streifzügen durch Augsburg mitnahm. Sie besuchten die Märkte, die für sie eine willkommene Abwechslung waren und wo es immer viel zu sehen und zu staunen gab. Ganz besonders angetan hatte es ihnen der Rossmarkt am Wochenende, zu dem nicht nur viele Bauern mit ihren Pferden aus der Umgebung in die Stadt gekommen waren, sondern auch einige adelige Herren, die an ihrer Kleidung leicht zu erkennen und daran von den städtischen Bürgern leicht zu unterscheiden waren. Die ganze Veranstaltung war straff organisiert, ein Mann mittleren Alters, gekleidet wie ein Handwerker, trug einen ledernen Schurz und rief jeden einzelnen Ver-

käufer namentlich auf, damit dieser sein Pferd der versammelten Menge vorstellen konnte. Der brachte es nun in die Mitte und führte es einmal im Kreis herum. Meister Rudolph, wie jener hieß, der die Veranstaltung leitete, übernahm es sodann, es einer genaueren Prüfung zu unterziehen. Er hob die Läufe an, um die Hufe zu begutachten, fasste jedem Pferd ins Maul, prüfte das Gebiss und stellte damit auch sein Alter fest. Er ging um das Tier herum, um es so in Augenschein zu nehmen. Laut vernehmlich kommentierte er dann die Rasse, den Zustand, das Alter, das Temperament und den geforderten Preis, was von der Menge der Menschen wiederum mit Zurufen, Gemurmel oder auch Gelächter zur Kenntnis genommen wurde. Es waren die unterschiedlichsten Tiere, die sie zu sehen bekamen: Schwere Ackergäule und noch schwerere Zugpferde, leichtere Lastpferde, wie sie gerne von Bauern oder auch Handwerkern gekauft wurden. Aber auch edle Turnierpferde, jedes einzelne von ihnen prächtig herausgeputzt, geschmückt und gesattelt, wurden zum Kauf angeboten, und es war jedes Mal eine ganz besondere Zeremonie, wenn es sein Besitzer in den Kreis ritt, die Zügel stramm anzog, so dass sich das Ross hoch aufrichtete und die Menschen auf dem Platz Beifall spendeten. Am Nachmittag war es dann an der Zeit für die zahlreichen Tiere, die zu einem geringeren Preis angeboten und zum größten Teil verkauft wurden. Dabei ging es zumeist recht heiter zu, denn dies waren nun keine edlen Zuchtpferde mehr, sondern oftmals alte Klepper oder Mähren, denen man ansah, auch wenn sie für diesen Tag besonders herausgeputzt waren, dass sie dort, wo sie bisher waren, als Arbeitstiere ihr Letztes hergegeben hatten. Und wenn Meister Rudolph nun im Auftrag des Verkäufers ein Maultier, das bestimmt schon an die zehn Jahre alt war etwa folgendermaßen anpries: »Der ehrenwerte Balthes, Getreidemüller in Unterthal, bietet heute ein rüstiges, lammfrommes, arbeitsfähiges Tier zum Kauf an, an dem sein künftiger Besitzer bestimmt

viel Freude haben wird, da es zudem recht bescheiden ist und keiner allzu großen Pflege bedarf«, dann lachte die Menge, und es fielen Zurufe wie »Kein Wunder, denn es wird, wenn es den Stall überhaupt erreicht, tot umfallen« oder: »Natürlich ist es lammfromm, wenn der Müller seine Säcke selbst schleppen muss.« Bruno und Otfried hatten an dem Spektakel ihre große Freude und bei alledem nicht wahrgenommen, wie die Zeit verrann. Es dämmerte bereits und sie sahen schon den Nachtwächter auf seinem Weg zu den Stadttoren. Eigentlich wollten sie nun auf dem kürzesten Weg zur Herberge zurückgehen. Aber als sie aus einem Gasthaus, es war wohl die Goldene Traube unweit der Jakobervorstadt, Musik und fröhliches Gelächter hörten, blieben sie erst zögernd stehen, berieten sich eine Weile und betraten schließlich das Lokal. Von der Gesellschaft aus zumeist jungen Leuten aus dem Handwerkerviertel wurden sie freudig begrüßt und aufgefordert an dem langen Wirtstisch in der Mitte des Raumes Platz zu nehmen. Ehe sie sich's versahen, hatte jeder einen Krug Wein vor sich stehen und sie ließen sich gar bald von der allgemeinen Fröhlichkeit anstecken, die immer dann, wenn der Musikant am oberen Ende der Tafel ein Lied anstimmte, einen neuen Höhepunkt erreichte. Er war allem Anschein nach kein Handwerksgeselle, sondern wie sie später erfuhren, ein Fahrender, der von sich behauptete an allen großen Universitäten gewesen zu sein und der, als er von der Pilgerschaft Brunos und Otfrieds hörte, sie mit »Meine lieben Pilgerbrüder« ansprach. Er zwinkerte Bruno schelmisch zu: »Der morgige Tag soll euren Heiligen gehören, dem Sankt Peter in Rom und dem heiligen Jakobus im fernen Galizien«. Dabei bekreuzigte er sich mit übertriebenen Gebärden und löste so eine allgemeine Heiterkeit aus. »Der heutige Abend aber, er gehöre dem homo frivolicus!« Rief's, sprang auf den Tisch und stimmte ein nicht gerade frommes Trinklied an, in dessen Kehrreim »Quidquam ludunt, quidquam bubunt, quidquam indiscrete vivunt«⁹ die ganze Gesellschaft

laut grölend einstimmte. Bruno rutschte auf seinem Platz hin und her, er fühlte sich nicht ganz wohl, denn unwillkürlich musste er an sein Gespräch mit dem Prior denken, das er noch am Vormittag mit diesem geführt hatte. Otfried hatte dank seiner ihm angeborenen Leichtigkeit weit weniger Schwierigkeiten, sich in diese ausgelassene Schar einzufügen und sich den Abend lang mit einem drallen Mädchen, das ihm gegenüber saß und sich ihm später auf den Schoß setzte, zu amüsieren. Bruno dagegen trank mehr, als er vertragen konnte. Und jedes Mal wenn die rothaarige Kellnerin ihm nachschenkte, beugte sie sich so über ihn, dass sie ihn mit ihrem Oberkörper berührte und er ihre Brüste sehen konnte. Der Duft, der von ihr ausging, betörte ihn. Sie sah wohl seine Verlegenheit und wie ihm dabei das Blut zu Kopfe schoss. Lachend zeigte sie ihre schneeweißen Zähne, blitzte ihn mit ihren Augen an und sagte so laut, dass es alle, die um ihn herum saßen, hören konnten: »Darf ich heute mit dir zusammen das Gutenachtgebet verrichten, frommer Pilger? Ich weiß auch so manch Gebetlein, das du vielleicht noch nicht kennst. Ich würd's dir gerne beibringen.« Das dröhnende Gelächter rings um ihn machte ihn hilflos. Er wusste nicht, ob sie nun über das spaßhafte Angebot der Kellnerin lachten oder ob er zur Zielscheibe ihres Spottes geworden war. Der Musikant, der wohl erkannte, wie peinlich ihm die Lage war, in der er sich gerade befand, kam ihm zu Hilfe. Er klopfte ihm auf die Schultern und sagte zu ihm: »Lass dich's nicht anfechten, mein Freund, jeder von uns musste diesen Spaß über sich ergehen lassen« und wiederum so laut, dass es alle hören konnten: »Unsere Agnes ist eine gar fromme Magd, hat gar mit manchem von uns schon zu Abend gebetet. Ich kann's bestätigen.« Die Gesellschaft prustete und wiewerte vor Lachen, während nun die Kellnerin mit hochrotem Kopf abzog. Der Abend zog sich dahin, die ersten Gäste verließen das Lokal. Die dralle Dirne, die sich den Abend über von Otfried hatte freihalten lassen, hatte sich inzwischen einem an-

deren zugewandt und kurze Zeit später mit diesem das Gasthaus verlassen. Otfried drängte nun Bruno zum Aufbruch und sie machten sich, nachdem sie ihre Zeche bezahlt hatten, auf den Heimweg. Es war schon finstere Nacht, als sie mit schweren Beinen und auf nicht eingeplanten Umwegen ihre Herberge erreichten und sich auf Zehen am Zimmer des Sebaldus vorbeischlichen. Bruno suchte sein Lager auf, konnte aber lange Zeit nicht einschlafen, obwohl er sehr müde war. Er dachte über seine Unterhaltung mit dem Prior nach, und natürlich sah er wieder und wieder die prallen Brüste der Kellnerin vor sich. Schließlich übermannete ihn der Schlaf.

Am darauffolgenden Sonntag hatte er ein ausführliches Gespräch mit Sebaldus, der ihm eine Landkarte, die er selbst angefertigt hatte und in der alle Pilgerherbergen, von denen er Gutes wusste, verzeichnet waren, schenkte. Er wies ihn auf einige Gegenden hin, die er tunlichst meiden solle, da er aus Erfahrung oder vom Hörensagen wusste, dass dort schon Pilger überfallen oder ausgeraubt worden waren. Sie unterhielten sich lange und Bruno war erstaunt darüber, wie gut der Mönch über den Camino de Santiago Bescheid wusste. Bevor Sebaldus ihm zu verstehen gab, dass es an der Zeit sei, sich zu verabschieden, humpelte er zu einer Truhe, öffnete sie umständlich und kramte lange darin, bis er schließlich gefunden hatte, wonach er suchte. »Ich habe festgestellt, dass du für die Fahrt, die vor dir liegt, recht gut ausgerüstet bist, habe aber die Jakobsmuschel, das Erkennungsmerkmal aller pelegris vermisst. Ich vermache dir diese Jakobsmuschel, die ich vor langer Zeit von einem frommen Manne erhielt und die ich mir an meine Kleidung geheftet hatte, als ich mich dereinst selbst auf den Weg nach Santiago gemacht habe. Sie möge dir, wenn du unterwegs bist, Türen und Herzen öffnen.«

Sie sahen sich am Abend noch einmal kurz bei einer Abendandacht in der kleinen Herbergskapelle, während er den Prior nicht mehr zu Ge-

sicht bekam. Nach einem kurzen Gang durch die Stadt in der näheren Umgebung der Herberge verabschiedete er sich herzlich von Otfried, der zwei Tage später zu seiner Rom-Wallfahrt aufbrechen wollte.